ten Mannes nieder, nahm seinen Kopf in ihre Hände und suchte das von der Stirn heruntersickernde Blut zu stillen.

Da bewegte Zedekiah Lamprey die Lippen und sagte mit schwacher Stimme: „Williams ist —." Dann tat er den letzten Atemzug.

Erst jetzt kam die Frau vollständig zum Bewußtsein des Schrecklichen und stürzte aus der Scheune mit dem gellenden Schrei: „Mörder, Mörder, Hilfe!"

Die Nachbarn, schon im Begriff, sich schlafen zu legen, hörten die furchtbaren Worte und ehe zehn Minuten verstrichen, war fast die ganze Bevölkerung von F., mit Ausnahme der Kinder in der Wiege, auf der Unglücksstätte erschienen.

Aus der Gattin des Toten war vorläufig nichts herauszubringen. Erst am Morgen des neuen Tages konnte sie die näheren Umstände erzählen und was der Sterbende unmittelbar vor seinem Ende gesagt hatte.

Williams! Wer hieß denn Williams?

Ja doch, der George, dieser arme Teufel, der im Tagelohn arbeitete und nicht einmal eine elende Holzhütte sein eigen nannte ...

Freilich, freilich, daraus folgte noch nicht, noch lange nicht, daß Williams den Mord verübt hatte. Es mußte erst weiteres abgewartet werden, um Gottes willen, nur nicht vorschnell urteilen ...

Aber dann, Lamprey war mit einem Beil erschlagen worden. Und augenscheinlich hatte ein größerer Mann als er den Hieb mit furchtbarer Gewalt geführt.

Nun, Williams war wohl drei Zoll größer als Lamprey und außerdem gab es keinen anderen Williams auf fünf Meilen in der Runde.

So wurde er, noch ehe der Tag nach dem Morde zu Ende gegangen war, in Haft genommen.

Als der Sheriff des County den Gefangenen durch die Ortschaft führte, stand der Zimmermann William Burbank vor seiner Tür und schaute ihm mitleidig nach. Man sollte ihn nicht schuldig sprechen, ehe er verurteilt war ...

Williams' Benehmen nach der Verhaftung brachte ihn allerdings um alle Sympathie. Zuerst stellte er rundweg in Abrede, Lamprey an dem Mordabend gesehen zu haben.

Als aber glaubwürdige Zeugen das Gegenteil aussagten, verlor er die Fassung und erklärte, Lamprey habe ihn, als er an seinem Hofe vorüberging, hineingerufen, um ihm das Beil zurückzugeben, das er vor einigen Tagen bei der Arbeit dort vergessen und etwas wegen einer Reparatur am Brunnen mit ihm zu besprechen. Das Beil habe er aber nicht mitgenommen, da er in Kürze ja wieder für Lamprey tätig sein sollte.

Ja so, das Beil!

Bisher hatte man nicht einmal gemutmaßt, daß es Williams gehöre, es war ein ganz gewöhnliches Beil, wie jeder es im Hause hielt, und nun gestand er selber, gestand ohne alle Not, daß ihm die Waffe gehöre, mit welcher der Mord verübt worden war ...

Jetzt noch an seiner Täterschaft zu zweifeln, wäre Wahnsinn gewesen.

Die Verhandlungen dauerten kaum zwei Tage. Williams schrie unaufhörlich: „Ich bin unschuldig, unschuldig", und erschwerte durch sein Gebaren dem ihm vom Gericht bestellten Verteidiger noch die ohnedies verlorene Liebesmüh.

Die Instruktion des Richters ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und schweigend zogen die Geschworenen sich zur Beratung zurück.

„Nun", sagte der Obmann, als sie unter sich waren, „das Korn ist soweit, es muß geschnitten werden. Keiner von uns hat viel Zeit zu verlieren. Zu zweifeln gibt es nichts. Alles klipp und klar. Armer Teufel, der Williams, läßt sich aber nicht helfen. Mord bleibt Mord. Ich habe drei Meilen zu fahren und will noch zum Abendbrot zu Hause sein!"

Nach der Abstimmung ergab sich, daß elf für schuldig und einer der Geschworenen dagegen war.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id35971616A-19290800/36 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG UNIVERSITÄT ERFURT